

Wo Woodstock weiterlebt – die Fortsetzung

Kapitel 10

Oder „Das 5. Element“

Wenn ich zurück schaue, war jedes Jahr Roskilde ein gutes Jahr.

Auch bei Regen.

Und wenn ich damals das Flair in manchen Jahren nicht ganz so aufnehmen konnte wie in den letzten drei, lag es daran, dass ich wohl noch nicht „reif genug“ dafür war. So ein ähnliches Gefühl habe ich, wenn ich heute zurück blicke.

2007 erlebten wir Wasser, Erde, Wind und Feuer. Die Elemente haben uns zugesetzt, bis wir fast nackt und mittellos da standen, aber überglücklich.

4 Jahre habe ich ausgesetzt. Es gab keinen richtigen Grund dafür, eher nur ein Gefühl, ein privater Wandel und Zeitmangel, der eben anderes für wichtiger erklärte. Eine von vielen Ursachen für das Gefühl war sicherlich auch, dass mir die letzten Jahre trotz toller Geschichten zu heftig waren. Zu viel Alkohol. Oder einfach „ich bin alt geworden“ - das heißt nicht, dass es kein Rausch mehr gibt. Sogar auch mal mit Kopfschmerzen und Verletzungen vom Abend, die ich nicht mehr zuordnen kann. Aber ich habe nicht mehr den Ehrgeiz, alte Alkoholrekorde zu übertreffen oder mitzumachen, wenn andere sie übertreffen wollen. Nach 700 Liter Wein und 300 Liter Bier plus Hartsprit im Jahr 2000 geht das auch kaum.

Worüber ich immer mal wieder nachdenke, ist, dass fast alle aus der 50-Mann-starken Truppe nach 2000 nicht mehr hin gefahren sind. Aber was soll's.

Als ich 2005 mit Martin wieder starten wollte, fragte ich natürlich die Legenden der Jahre, ob sie auch wieder mitkommen wollten. Doch nicht nur ich war älter geworden. „Wo das Seil auseinander reißt, da knüpft man nicht wieder an“, so sagt der Volksmund. So war es. Ob Freundinnen die Männer dahingerafft hatten oder ob hier und da vermutet wurde, dass Martin und ich nur einen Prosecco zum Frühstück trinken, um dann ausschließlich von einer zur anderen Band zu laufen. Es lehnten alle ab. Frauen, Kinder, Geld und Zeit, das waren die häufigsten Gründe. Es störte kein bisschen. Ich glaube, jeder könnte mutterseelenallein dort ankommen und würde sich wie zu Hause fühlen. Er würde plötzlich wissen, was ihm jahrelang gefehlt hat.

In diesem Jahr hatte Ralf eigentlich versprochen mit zu kommen, aber er wollte nicht drittes Rad am Wagen sein. Er meinte sicher das Fünfte. Er warnte außerdem immer: „Ich bin ein alter Mann. Ich verändere mich nicht mehr. Ich möchte in Roskilde richtig feiern und mich gehen lassen.“

Als Benni dann zusagt und Ralfs drittes Rad zum vierten werden würde, hat er seinem Neffen schon die Mitteilnahme am Wacken-Open-Air versprochen.

Ein bisschen enttäuscht stelle ich fest, dass Ralf ja noch nie das Hauptaugenmerk auf die Bands gelegt hat, aber die Feuerwehrkapelle, die dort immer spielt wird ihm bestimmt gefallen. So warne ich ihn nur noch vor dem Uniformzwang bei dem „Metal-Festival“.

„Stimmt“, leuchtet es Ralf ein, „da muss ich mir schnell noch ein paar schwarze Klamotten besorgen.“ Und hier sei es nieder geschrieben: Ralf verspricht zu 100%, dass er nächstes Jahr in Roskilde dabei sein wird.

Ein Highlight in Wacken ist auch die neu eingeführte Europameisterschaft im Flobby. Ein Fan des Festivals hatte im Roskildebuch das Saufspiel entdeckt und in Wacken schon mit 13 verschiedenen europäischen Nationen gespielt. Die Aufgabe des Ehrenschiedsrichters, die mir angeboten wurde, konnte ich nie antreten, vielleicht wird Ralf diese Ehre ja zu Teil.

Benni hatte schon ein bisschen Angst vor dem „ralfbetreuten Trinken“ und das mit Recht, bestätige ich ihm. Die Jüngsten wurden von Ralf generell nicht mit Namen angesprochen und für alle Unannehmlichkeiten verantwortlich gemacht.

Bei den Vorbereitungen erhalte ich schon vom Festival eine Mail von Monika. Monika hat ein Buch bestellt und wir wollten versuchen, uns auf dem Gelände zu treffen. Sie schreibt mir nur: „Vergiss nicht die Gummistiefel, hier auf dem Gelände sind alle ausverkauft.“

In meinen Gedanken an die regenlosen beiden letzten Jahre hatte ich die Wassermassen der letzten Tage völlig verdrängt.

Die Mail zügelt meine Vorfreude und versetzt mich augenblicklich in die Realität zurück. Habe ich '97 schon vergessen? Ich überprüfe sofort den großen Haufen, der gerade ins Auto verpackt wird und lege extra Zelt-Heringe, Seile, Planen, Stützen, Regenschirme und warme Sachen dazu. Tausche noch zu gebrauchende Klamotten gegen Altkleider aus und hole natürlich Gummistiefel aus dem Keller.

Vor zwei Jahren hatten wir es tatsächlich geschafft, mit einem blauen Renault-Klempnerauto auf den Caravanplatz zu gelangen. Ohne richtiges „WoMo“ durfte man seit einiger Zeit nicht mehr hinein. Ich wusste es nicht und diskutierte mit der Ordnerin, dass es früher doch auch ging, aber sie blieb beharrlich. Jedoch hatte sich während des Gespräches eine Autoschlange hinter uns gebildet, so dass wir erst einmal hinein durften, damit die hinter uns nicht wieder zurücksetzen mussten. Wir fahren hinein und nie wieder heraus.

Wir genossen die morgendliche Ruhe und den Komfort, trocken auf richtigen Matratzen zu schlafen. Martin sah die Zelte, die unmittelbar vor dem Festivaleingang „Acht“ zur Orange-Stage aufgestellt waren und beteuerte: „Hier bekommen mich keine 10 Pferde hin.“ Die Zelte waren zerrissen, besprüht, überall waren Pinkelstellen sowie Überreste der letzten Mahlzeiten, außerdem war jede freie Stelle zwischen den Zelten mit Müll übersät.

Ein Jahr darauf gab es den Caravanplatz nur sieben Kilometer entfernt und wir reisten mit Zelt an. Am Mittwoch Abend war der gesamte Campingplatz belegt. Der gesamte - nicht ganz. Eine kleine neu aufgemachte Fläche vor dem Festivaleingang „Acht“ wurde neu eröffnet. Nach einem langen Marsch kreuz und quer über das gesamte Gelände standen wir da und sagten nur: „Nützt ja nüscht.“ Und es war schön. Alle Skepsis über Festivals hatte Martin spätestens in dem Jahr abgebaut. Die weiten Wege über die Brücke nach Westen zu den entlegensten Parkplätzen, die es gab, machten uns mit unserem Bollerwagen und Prosecco nicht das Geringste aus.

Auch dieses Jahr ist der Caravanplatz abgesetzt vom Main-Campinggelände errichtet. Wir überlegen, wie wir am Mittwoch, obwohl bereits alles voll besetzt ist, mit dem Auto näher an das Gelände heran kommen. Denn bei extremen Matsch würden die Wege um ein Vielfaches beschwerlicher werden. Ich sehe auf dem Internetplan des Festivals den Handycap-Parkplatz. Mir fällt ein, dass Benni doch Physio studiert und Zugang zu Verbänden und Gips haben sollte. Zwei Krücken finden wir noch in der Garage. Der Plan ist geschmiedet. Am Liebsten wäre mir noch ein Attest, aber die Doktoren, die wir kennen, haben weder Stempel noch Vordruck, da sie nicht in Praxen oder Krankenhäusern arbeiten. Vielleicht würde es so gelingen, nicht nur nah am Gelände zu parken, sondern auch noch dort zu zelten.

Auf der Hinreise überfallen uns drei Gewitterstürme, die uns wegen heftigster Regenfälle zwingen, die Geschwindigkeit stark zu reduzieren. Das Wasser läuft von der Fahrbahn nicht mehr ab. Wir fahren

wie auf einem See. Ich mache Mut. „Es ist ja nur ein Schauer. Wir werden immer eine Plane im Bollerwagen haben und die bei solch einem Schauer mit unser ausfahrbaren Stange aufstellen. Da kann uns nichts passieren“, hoffe ich treudoof, „das Hochdruckgebiet, was seit zwei Wochen von Spanien heraufkommen soll, wird uns retten.“

Bei der Ankunft in der Nähe des Eingangs West, werden wir angehalten und man teilt uns mit, dass alle Parkplätze wegen Überflutung gesperrt sind. Wir sollen umdrehen und nach einem Plan in die Stadt Roskilde auf einen befestigten Parkplatz fahren.

Alle drei machen wir ein Gesicht Marke: „Ach du Scheiße“.

Jetzt beginnt die Operation „Broken Leg“. Benni hat sich während der Fahrt sein Bein verbunden, die Krücken auf die richtige Höhe gestellt und auf englisch den Text für „gerissene Patellasehne und OP vor drei Wochen“ gelernt.

Noch etwas ungeübt sagen wir drei abwechselnd Teile dieses Theaterstückes auf. Skepsis sehen wir in den Gesichtern. Aber die Ordnerin hat keine Lust, sich auf diese Geschichte näher einzulassen. Wir dürfen vorfahren und Benni absetzen, müssen dann aber zurück.

Zunächst herrscht Freude im Wagen, denn wir dürfen durch die erste Schranke. Doch ich weiß, dass alle Infos per Funk an die nächsten Posten weiter gegeben werden. „So müssten wir dich, Benni, tatsächlich dort vorne absetzen, fahren wieder weg und sehen uns nie wieder.“ Stille.

Der nächste Posten naht. Der Text geht schon richtig flüssig. Wir werden gar nicht mehr angezweifelt und gleich zur dritten Prüfung weiter geschickt. Bei der dritten und letzten Ordner-Hürde legen wir sogar ein leidendes und verzweifertes Gesicht auf. Wir werden zwar auf eine Anmeldung mit Attest aufmerksam gemacht, sollen aber zum Handycapparkplatz durchfahren.

„Yes!“, bleiben wir freudig in unserem Englisch und fahren direkt auf den Parkplatz vor dem Eingang West.

Der ist halb leer. Wir parken in zweiter Reihe. Es tröpfelt nur noch ein bisschen. Ich weiß zwar, dass der Handycapparkplatz noch ein paar hundert Meter weiter ist, aber wir wollen ja gleich in der Nähe des Einganges West campen. Da müssen wir nicht in der Operation „Broken Leg“ die Krückenummer noch die ganzen Tage weiter spielen.



Wir öffnen ein Bier. – Herrlich!

Jetzt wird alles gut. Jetzt ist alles gut.

Wir können sogar ohne große Fantasie blauen Himmel erkennen. Es ist himmlisch. Benni ist noch ein wenig skeptisch, aber auch um einiges mehr neugierig. So wollen wir die erste Ladung Bollerwagen

packen und stellen fest: Zuerst müssen die Gummistiefel angezogen werden. Nun sind wir drei gut ausgerüstet. Die erste Ladung ist gepackt und Martin bricht beim Zuschlagen der Kofferraumhaube den ersten Regenschirm durch. „Das ist ein Zeichen“, rufe ich, „den brauchen wir jetzt nicht mehr.“ Wir nehmen ihn trotzdem mit, man weiß ja nie.

Benni geht zur Sicherheit noch mit Krücken. Wir wissen, die Ordner funken miteinander und sind gut informiert. Wir wollen den Sahneparkplatz nicht hergeben.

Zum Eingang West sind Stahlplatten gelegt. Ich denke: „Das ist ja toll – da kann man doch gut drauf laufen.“ Dann entdecke ich, dass es nur für die Zulieferer ist, wir müssen in den Schlamm. „Auweia“, fällt uns der Mund auf, als wir die ersten breit getretenen Ausmaße der Regengüsse sehen.



Auf dem Parkplatz war trotz der tiefen Pfützen noch eine Wiese erkennbar. Das kann man auf dem Campinggelände total vergessen. Es ist fester lehmartiger Boden, bei dem das Wasser nicht abläuft und die im Sommer getrockneten Pferdeäpfel verbreiten eine allgemeine Landluft. „Ich bin mir sicher, dass die Pinkelzäune dieses Jahr nicht so stinken werden“, will ich das ganze positiv sehen. Die Krücken funktionieren nicht so richtig und sind auch überhaupt nicht mehr nötig. „Steh auf und geh!“ Benni ist geheilt, die Krücken kommen auf den Bollerwagen.

Man könnte denken, das Festival hat eine Stadtpartnerschaft mit Shanghai und eigens dafür Reis angepflanzt. Aber es ist warm, windstill und zu den letzten Stunden des Abends gesellt sich Sonnenschein.



So sehen wir in der Seenlandschaft Etliche mit Schlamm Überzogene oder damit bemalt durch die Gegend ziehen. Wir retten uns zunächst auf eine Insel, auf der man trocken stehen kann und stoßen an.



Ich nutze die staunenden Gesichter meiner Mitfahrer und erzähle neben einigen anderen Informationen immer wieder von ´97. Wie ein alter Kriegsveteran berichte ich von der damaligen Regenflut. Alles war natürlich härter und schlimmer. Dort waren Katastrophen noch Katastrophen. „Der Regen hatte damals keine Pause gemacht, es war richtig kalt und der Wind biss uns ins Gesicht.“ Ich wusste ja nicht, was noch kommen sollte.

Der Weg mit dem Bollerwagen ist mehr als beschwerlich. Die Campingplätze sind alle vergeben. Wir müssen über die Brücke. Welch ein Anblick, aber wir ahnen, dass wir noch weite Wege vor uns haben und verweilen nicht. Überall werden Zelte auf Anordnung wieder abgebaut. Wir erfahren, dass es nur noch Plätze bei S gibt.

Das ist genau diagonal in der letzten Ecke zu unserem Superparkplatz gelegen, der uns jetzt gar nichts mehr nützt. Durch den tiefen Schlamm schaffen wir es nur, wenn zu zweit an dem Wagen gezogen wird. Es wird zur Strapaze. Martin bekommt kurzzeitig hektische Frustflecken. Ich beschließe, zurück zum Wagen zu gehen, um einen Parkplatz vor dem Eingang Ost zu ergattern. Doch auch dort ist alles gesperrt. Zum Glück haben wir einen alten Landrover und weil es schon mal mit dem Schwindeln ganz gut klappte und ich nicht in die Stadt fahren will, flunkere ich dem Ordner vor, dass auf diesem Parkplatz mit meinem Four-Wheel-drive ein anderes Auto abgeschleppt werden soll. Der Ordner will mit seinem Chef funken.

Mein Glück, dass er ihn nicht erreicht und ich darf bei der zweiten Warteschleife, die ich vor dem Parkplatz drehe, hinein.

Der Zeltplatz ist fünf Gehminuten entfernt. Geschenkt. Herrlich. Wir holen noch eine Bollerwagenladung und seit langem mal wieder eine Flagge.



Unter unserer kreierte Orangestage hat Ken seinen Auftritt. Allerdings verbinden wir ihm angesichts des ganzen Elends lieber die Augen. Der alte Surfmast, der eigentlich nur zur Zierde gedacht war, rettet uns wegen seiner tiefen Verankerung bei der darauffolgenden Extremwetterlage für lange Zeit unsere Unterkunft. Eine große Plane an dem Mast festgebunden, überdeckt unsere beiden Zelte. Es gibt einen kleinen Zeltvorplatz und eine West-Terrasse. Zumindest scheint es so nach dem vierten Bier. Auf dieser West-Terrasse sitzen wir nach getaner Arbeit und genießen den Feierabend. Unsere Flagge wird durch die Dämmerung nicht weiter beachtet, aber der Fahnenmast ist sofort Tanzstange für alle betrunkenen Mädchen, die umherlaufen. (Gerade überlege ich länger, ob ich Mädchen, Mädels oder Frauen schreiben sollte. Ich entscheide mich, auch ausgewachsene Frauen als Mädchen zu bezeichnen, da ich mich selber auch als Jungen sehen würde).

Es ist so, als kenne man sich schon seit Jahren. Trotz der unterschiedlichen Nationen gibt es keine Scheu oder Sprachprobleme. Die erste Besucherin ist begeistert, dass unsere Plane so hoch angebunden ist und nicht so tief wie bei ihr zu Hause. Betrunken zeigt sie uns immer wieder, wie sie bei sich ins Zelt krabbeln muss und bei jedem Bücken sagt sie: „I’ve to squeeze.“ Mit jedem mal wird das Wort lauter, quietschiger und das gesprochene „i“ unendlich lang gezogen. Sie hört einfach nicht auf, es uns zu erklären und vorzumachen. Immer wieder hören wir (sie kriechend am Boden): „Squeeeeeeeeeze“ und ohne bis dahin gewusst zu haben, was das Wort bedeutet, ist uns jetzt klar, es muss „ein-, rein-, durchquetschen“ heißen.

Karin, das nächste Mädels, aus Kopenhagen wirft sich gleich auf meinen Schoß. Wir sollen ihren Beruf erraten. Sie strahlt eine gewisse Autorität aus, ist groß, stark und wer so fragt und eine Art Unterrichtsspiel mit uns machen will, könnte Lehrerin sein. Ihre Mutter sei Lehrerin, sagt sie uns begeistert. Das hätte sie nie gedacht, dass wir sie so eingeschätzt hätten. Das wäre schon kein schlechter Tipp gewesen. Auf ihren Beruf würden wir jedoch im Leben nicht kommen. „Then you are Policeman, beziehungsweise Policewoman“, versuche ich mich zu korrigieren. Bei Polizistinnen weiß man nie. Da gibt es ganz viele Terror-Emanzen. Wenn man da was Falsches sagt, bekommt man gleich eine gepfeffert. Und diese hier ist besonders stark. Sie ist tatsächlich Polizistin und nachdem wir die Gewinner von ihrem Abendquiz sind, haben wir ein Stein bei ihr im Brett.



Sie hat sich seit geraumer Zeit auf meinen Campingstuhl gesetzt und betont immer wieder:

„Come on, sit down. I've strong legs. Really!“, und klopft sich dabei immer wieder auf ihre Schenkel. Ich habe ein Dauergrinsen, aber auch ein bisschen Angst, bei Karin auf dem Schoß sitzen zu müssen. Ich bin 41 Jahre alt und wiege 80 Kilo. OK, hier braucht man nicht danach gehen, wie es aussieht oder was die Leute denken. Aber, ich will auch gar nicht bei ihr auf dem Schoß sitzen.

Wir kommen tatsächlich noch in tiefere Gespräche. Sie erzählt, dass sie oftmals von alten Freunden wegen ihres Berufes schief angeguckt wird. Ich versuche ihr Mut zu machen, wenn sie zu ihrem Idealismus für Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit steht und den „Freund und Helfer“ sich im Herzen bewahrt, dann wird sie sie selbst bleiben, sinnvolle Arbeitsgebiete finden und die Guten unter den Freunden werden das zu schätzen wissen. Das wäre ein Thema für ein eigenes Kapitel, doch der Zaun ruft.

Mit dem Regen ist es nicht schlimm. Ich bringe zum letzten Mal die Schauergeschichten von '97 und verharmlose die jetzige Situation.



Wir können immerhin noch Rasen erahnen und der wieder einsetzende Regen kommt durch die Windstille gerade von oben. Von wo sonst. Wir sind betrunken.

Wir diskutieren noch tiefgreifende Dinge wie zum Beispiel, ob Ken schwul ist. Ich sage nur: „Natürlich, guck ihn dir doch an.“ Die Einsprüche, dass dies die Amis doch nie zulassen würden, bestätige ich und klage: „Das hat ihn ja in die Scheinehe mit Barbie getrieben.“

Als Martin vom Zaun kommt, haben Benni und ich die Perücken auf, die ich im Keller bei Ken gefunden hatte. So riechen sie auch.



Als Martin den Zeltvorraum betritt, will er zunächst „guten Tag“ sagen und dreht auf der Stelle um, weil er glaubt, er hätte sich in der Hausnummer geirrt.

Ich will noch mehr Unfug anstellen. Martin bekommt zwar noch seine Perücke Marke Hausfrau, doch meine beiden Begleiter sind müde und kaputt. Morgen beginne das Festival und da wollen wir doch fit sein. Ich gebe nach. Einerseits schlecht, denn jetzt merke ich die Geschehnisse der Nacht und des nächsten Tages um so mehr. Andererseits gut, denn so kann ich vielleicht noch reagieren und das Schlimmste verhindern.



Ich wache auf, es ist noch dunkel. Das allein ist in Roskilde schon ein schlechtes Zeichen: nicht das Aufwachen, sondern dass es dunkel ist.

Mir tropfen andauernd Regentropfen auf die Stirn. Ich will es nicht wahr haben. Ich versuche weiter zu schlafen, denn wir haben doch eine Plane über die Zelte gespannt. Ich lege ein Handtuch unter die leckende Stelle und rücke an die Seite. Dann ein Lärm. Die Plane hat sich losgerissen. Ich kann kaum zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden. Es ist auch nicht möglich, schnell mal aus dem Zelt zu steigen und die Heringe wieder fest zu machen. Alles schwimmt. Der Rasen ist zwar noch erkennbar,

aber unter einer Art See, der sich gebildet hat. Ich muss also zunächst wieder Gummistiefel anziehen, etwas Regenfestes und dann raus. Alles wird wieder befestigt. Ich ziehe mich wärmer an, da es auch schon im Zelt schwimmt und die Kälte durch die Isomatte durchzieht. Benni war die Nacht mit ähnlichem Vorhaben auch schon unterwegs. Morgens ist der Regen stärker geworden. Wir halten uns mit Wetterprognosen über das Hochdruckgebiet, das von Süden kommen wird und dass es im Norden bei Wind nie lange regnet, über Wasser. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn langsam gibt es keinen Rasen mehr, sondern nur noch Wasser. Nach einem Prosecco bauen wir Gräben um das Zelt. Ausgleichs- und Versickerungsbecken werden ausgehoben. Unser Zeltplatz ist der Ort, an dem sich sämtliches Wasser, das auf dem zentralen Platz S fällt, sammelt. Zunächst versuchen wir mit der Fußhacke die Abflussfurchen zu ziehen, bis die Wartezeit auf den einzigen Spaten in der Umgebung abgelaufen ist.

„200 Krones“, fordert der Norweger für die Spatenmiete ernsthaft. Ich bin erschrocken. Dann lacht er. Ich merke, wie angespannt die Lage langsam wird.



Ich nehme als erster das Wort „Evakuierung“ in den Mund, als der Regen deutlich stärker wird. Mehr als die Gräben, die wir gebaut haben, können wir nicht vorkehren und schützen. Noch sind die meisten Sachen trocken und wenn wir im Auto schlafen würden, wird dieses Mal sicher kein Ordner etwas dagegen haben.

Wir verkriechen uns zunächst im Zelt, kuscheln für einen Mittagsschlaf zusammen und machen mit dem neu erworbenen Gaskocher ein wenig Wärme. An diese Situation denken wir später noch einige Male zurück.

Dass es im Norden nie lange regnet, nur oft, ist eine Lüge.

Benni gibt am späten Nachmittag den Anstoß: „Lass uns aufs Gelände. Wenn hinterher alles abgesoffen ist, können wir auch nichts daran ändern, wenn wir dabei zugucken.“ Er hat Recht. Wir ziehen los. Nach dem Wasser bemerken wir das zweite Element, das uns zu schaffen macht – die Erde. Der Schlamm saugt sich an den Stiefeln fest und will uns bei jedem Schritt mit einem „Schmatzen“ bei sich behalten. Socken rutschen auf die Sohle, Schuhe werden vom Boden verschlungen. Der Fitnesskursus „Bauch, Beine, Po“ ist dieses Mal inklusive.



Der lila Schirm, der gleich als erstes kaputt ging, erweist sich als super Markenzeichen unter vielen anderen schwarzen Schirmen. Wir lassen uns treiben und landen im ersten Zelt bei John Legend. Herrlich. Das Wort hatten wir den Franzosen im Zelt neben uns zuvor beigebracht. Es ist plötzlich eine andere Welt, die wir aufgetan haben. Wassermassen stürzen am Zeltrand zu Boden. Es interessiert uns nicht. Der noch hier unbekannte schwarze Superstar macht unsere Herzen warm. Er nimmt uns alle Sorgen.

Wir machen einen Sonnentanz.

Von Björk bei Orange war ich noch nie ein großer Fan. Sie jammert mehr, als dass sie singt, behaupte ich immer distanzierend. Aber direkt vor der Bühne sind frische Späne verteilt worden. Ich verkrieche mich unter meinem Plastikumhang schlafe für einige Momente ein.



Am Freitag hat der Regen fast aufgehört. Wir machen Bekanntschaft mit dem dritten Element. Der Sturm dreht Ken von unserer Flagge, der sowieso schon die Augen verbunden hatte, noch nach hinten und reißt nach und nach die Ösen aus der Plane. Die fest eingeschlagene Stange, auf der der Surfmast

gesteckt ist, ist unser einziger Halt. Unser Eingang ist jetzt immer ganz nach unten gezogen und jedes Mal, wenn wir drunter durch müssen, sagen wir: „squeeeeeze!“

Aber es klart auf. Was für ein Gefühl. Wir können blauen Himmel sehen, und das sogar von Süden, wo das Hoch herkommen soll. Wie nach langer Expedition scheint ein Ziel vor Augen. Aber der blaue Himmel bleibt noch bis Sonntag in sicherer Entfernung. Im Nachhinein sagen wir: „Scheiß drauf.“



Endlich können wir auch die Wasserperformance in Form eines gläsernen Wasserfalls, der über Sitzmöglichkeiten fließt, bestaunen. Bei Regen hatte er nicht so richtig seinen Reiz.

Wir brauchen sogar nicht mehr im Vorzelt zu kochen und zu braten. Vom Grill und Kochplatz aus beschauen wir eine Gruppe von ca. acht Personen, die nah an unseren Zelten und Grabensystem stehen. Es scheint so, als begutachten sie unsere Ausgrabungen. Wir halten es für möglich, dass es sich um eine Studentengruppe der Kopenhagener Uni handelt in der Fachrichtung Wasserbau und Landgewinnung.

Das gesamte Gelände muss ein Schlaraffenland für ihre Studienarbeiten sein.

Dann ziehen sie alle ein Bier heraus, öffnen es und prostern sich zu. Benni und Martin behaupten, dass es wohl doch nicht die Forschungsgruppe für Landgewinnung sei. Ich protestiere: „Doch, bestimmt, die stoßen nur gerade auf den besten Versuch der Landgewinnung an, den sie hier auf dem Gelände gefunden haben.“

In Deutschland hätte man sofort auf dem Campingplatz Wattwanderungen gegen Entgelt durchgeführt.



Beim Umhergehen sehen wir das ganze Ausmaß der Katastrophe. Zelte waren fast ganz von Wassermassen bedeckt. Ich stelle mir vor, dass darin ein Betrunkener eingeschlafen wäre. Er hätte ertrinken können.



Freunde schicken mir Nachrichten, ob wir auch im Bahnhof und Turnhallen untergebracht wurden. Wir hatten mit unseren paar Gräben noch richtig Glück. Schlauchboote fahren umher.



Einige Wege und Kreuzungen sind soweit unter Wasser, dass auch hohe Gummistiefel nicht ausreichen, sie zu durchqueren.

Ein einzelner Däne sitzt mit einem Bier vor seinem Zelt und ich habe Mitleid mit ihm, aber es geht ihm gut. Seine Füße lehnt er auf einem umgestoßenen Einkaufswagen und prostet mir zu. Wir sind hier nicht in den Elendsvierteln einer Dritte-Welt-Großstadt. Er lacht.



Eine Rendsburgerin weht beim Pinkeln ihr Cape in die Rinne. Es ist Kampf, wo man hinschaut. Sie wäscht es ab. „Ist ja meine PiPi“, winkt sie ab.

Die herrlichen Schwebeballons bei denen immer die Farbe wechselt und gelegentlich eine Flamme oben herausfeuert, werden später vom Wind unbrauchbar.



Die anderen Lichtinstallationen sind schon früh beschmiert und bespritzt, bis einige kunstvoll mit Schlamm Gesichter darauf malen. Das ist Roskilde.



Ich überlege, wie wohl der 30-Mann starke klassische Männerchor überall auftreten wird. In Frack und Gummistiefel? Leider begegne ich ihm nicht.

Wir entdecken Blubberblasen in tiefen Pfützen. Hier muss einer seine Grillkohle ausgeschüttet haben. Doch die Fantasie entwickelt in Roskilde sofort neue Ideen. Von allen Seiten kommen die unterschiedlichsten Deutungen: Hawaii, Danger - a Vulkan, there are the hot showers, sind nur ein paar Zwischenrufe.



Ich erinnere mich an die Beschreibung des neuen Zeltes Astoria: „Es ist wie ein großer Saal in der Großstadt. Die Metropolen der Welt werden sich dort in den Auftritten wiederfinden. Sie werden nicht merken, dass sie auf einem Feld stehen.“ Doch ich sehe ein paar tausend Menschen in Gummistiefeln zum Takt hüpfen.



Ein Spänelaster lädt an irgendeiner Stelle des Geländes seine Ladung ab. Es gibt viele Zuschauer und es wimmelt wie in einem riesigen Ameisenhaufen.



Sofort, nachdem die Späneladung zu Boden gegangen ist, wird sie auch schon von einer Hand voll mutiger Eroberer bestiegen und die Flagge als Siegeszeichen hineingerammt.



Danach kommen die Trümmerfrauen und sammeln sich ihre Säcke voll Späne für den Wiederaufbau.



„Was läuft eigentlich in Sachen Sex?“, frage ich mich, als ich mir das Wasserklo an der Orange Stage gönne. Auf der Bühne spielt eine Reggaeband und der Basssound dröhnt durch die Abflussröhre. In starken Vibrationen trifft die Musik ungeahnt von unten auf mich. „Sie mag Musik nur, wenn sie laut ist, wenn sie ihr in den Magen dröhnt.“ Ich grinse: „In den Magen?“ Hihhmmm.

Wenn ich richtig gelesen habe, gab es hier gerade eine Homodemo, bei der für ein Treffpunkt für Gleichgeschlechtliche demonstriert wurde. Sonst würde man sich überhaupt nicht erkennen, lese ich. Die haben also auch ein Defizit in Sachen Sex, denn die wollen sich sicher nicht nur erkennen.



Nach dem alljährlichen Nacktrennen kommt es zu handfesten sexuellen Belästigungen am Festivalplatz. Die blonde Punkerfrisur fordert jede vor sich Sitzende auf: „You can take it in your mouth.“ Dabei wedelt er mit seinem Prunkstück vergnügt vor den Gesichtern herum.



Im letzten Jahr fragte ich noch die Ordner, ob man im See eine Badehose anziehen muss. Ich schloss dies, da ich von 1000 Badenden der einzige gewesen wäre und alle sich sehr schüchtern hinter Büschen umzogen.

„Hier machen sie auf verklemmt“, dachte ich, „aber nachher am Pinkelzaun dem anderen fast auf die Füße kacken.“ Da passt doch was nicht.

Sollte die vibrierende Begegnung auf dem Wasserklo tatsächlich die einzige erotische Erfahrung auf dem Festival sein? Vielleicht liegt es auch einzig und allein an dem Film Shortbus, den ich zuvor im Kinzelt sah und sich gut und gern auch „Porno mit Handlung“ schimpfen lassen darf. Andere wären bei solchen Schwingungen aus dem Abflussrohr schon längst mit einem Schrei aufgeschreckt und davon gelaufen.

Nun ja, ich werde es nicht klären. Ich frage mich in diesem Moment, wo ich es nur aufschreibe, was ich damit anrichte. Wenn in Zukunft vor Auftritten auf Orange die roten Ampeln auch vor den Wasserklos der Stage leuchten, um die Massen zu leiten, dann weiß ich, warum.

„Boooooomchickewuaowuao“, habe ich dieses Wochenende 3000 Mal gehört. Benni und Martin finden den Werbespot von Axe so klasse, indem die vernünftige Braut ihrem steif konservativen Schwiegervater vor versammelter Gesellschaft die Kleider vom Leibe reißt, da er zuvor auf Toilette das Deo ausprobierte. Dabei schreit sie teils surrend, animalisch „Booomchickewuaowuao“.

Vielleicht ist es auch der sexuelle Notstand, der Benni und Martin dazu veranlasst, immer mehr Frauen hinterher zu rufen. Und so gut wie alle drehen sich lächelnd und geehrt um. Eine sagt dazu: „Not yet, later.“

Zunächst sind es immer die hübschen Mädels, bei denen der Ausruf ausprobiert wird. Doch dann, vielleicht durch zu häufigen Gebrauch, verliert er seine erotische Stimmung und wird missbräuchlich verwendet. Spätestens als die beiden eine menschliche Mauer vor einem Pinkelzaun durchbrechen, dahinter, gedeckt durch ihre ebenso schwergewichtigen Freundinnen, eine blonde Tonne ihr Geschäft zu verrichten versucht und plötzlich zwei schreiende „Boooooomchickewuaowuos“ ins Ohr gebrüllt bekommt, sehen wir kein Lächeln mehr. Nur einen Schrei. Gleichzeitig schnellt die Frau (die muss ich jetzt Frau nennen und nicht Mädchen) hoch und zieht sich im Sprung die Hose hoch. Jei - kein Mensch kann so schnell abklemmen. Sie muss gedacht haben, es handelt sich um Ordner, die in fremder Sprache zu ihr sagen: „Geh aufs richtige Klo!“

Auch als Martin trotz erotischer Tongestaltung, aber in seinem Plastik-Regenumhang Marke „Waldgnom“ vor den Menschen tänzelt und „Boooooomchickewuaowuao“ ruft, wird es eher für ein Zauberspruch gehalten oder Martin für verrückt.

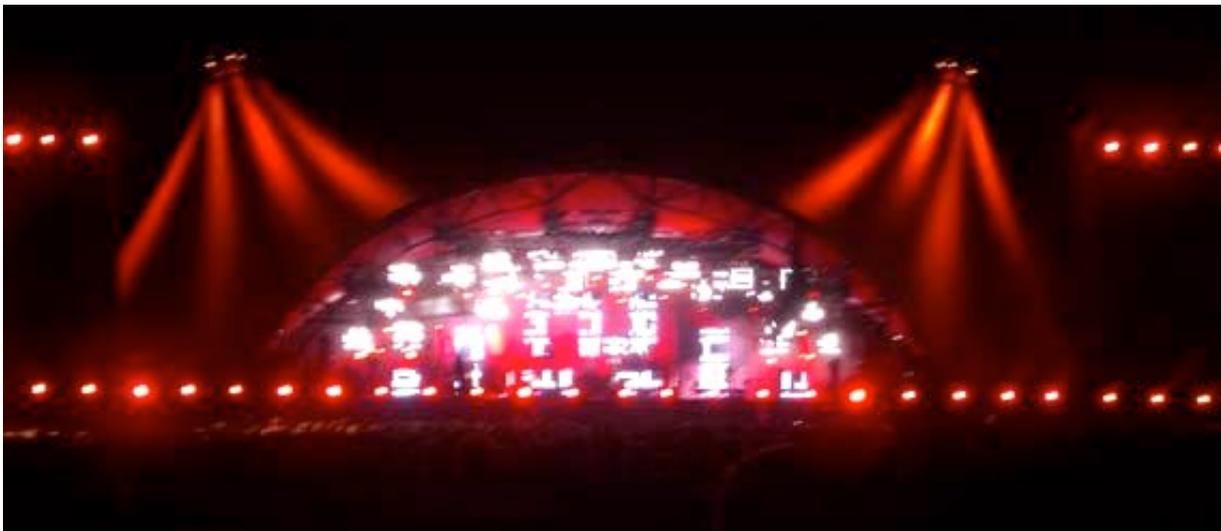


Hier ist alles so vertraut und ich glaube, jeder kennt sich wie in einem alten gesunden Dorf, aber genauso ist alles neu und so gigantisch abwechslungsreich, wie in der größten Kulturmetropole der Welt.

Ich liebe die besondere Ausstrahlung der Skandinavier. Sie sind so sozial, lustig, wirken so über den Dingen stehend und sehen dazu einfach klasse aus. Vor der Orange Stage haben einige einen Zauberspruch mit einzelnen Spagetti in den Matsch gestochen.



Er wirkt tatsächlich. Wir fotografieren uns gegenseitig die ganze Zeit. Sie staunen, dass unsere Bierreserven einfach nicht enden wollen und so werden wir auch zu Zauberern ernannt, als wir aus dem Schritt, Ärmel, Regenschirm und Gummistiefeln die halben Liter herausholen.



Drei Elemente haben uns schon zu schaffen gemacht. Das Wasser, die Erde in Form von Schlamm und die Luft, die nicht nur die Plane weiter auseinander reißt. Der Sturm in der Nacht schlägt immer wieder die feuchte Zeltwand unseres kleinen 10-Sekunden Zeltes gegen mein Gesicht. Er will mir sicher beweisen, dass man das Zelt nicht nur in 10 Sekunden aufbauen, sondern auch in nur einer Sekunde abbauen kann. Außerdem löscht er unentwegt die Flamme unseres kleinen Gaskochers. Den hatten wir ja schon als Heizung eingesetzt und extra für dieses Jahr neu angeschafft. Martin hatte auch seine Firemaschine aus dem letzten Jahr angeboten, aber ich hatte dankend abgelehnt. Dieser Kocher funktionierte mit Benzin, welches nicht nur in den Kocher gefüllt, sondern am Anfang auch von außen drauf geträufelt wird. Damit soll der obere Hals des Kochers aufgeheizt werden, um so das innere Benzin unter Druck zu bringen und oben in einer Flamme herausströmen zu lassen. Abenteuer selbst gemacht. Das ging sogar 10 Minuten gut. Dann stand plötzlich der Topf darüber mit gesamten Umfeld in Flammen. Zum Glück waren wir auf freiem Feld, auch wenn ein fremdes Auto in der Nähe stand. Wir konnten mit nassen Lappen den Brand löschen, ohne großen Schaden anzurichten. Nun haben wir ja den neuen TÜV-abgenommenen Gaskocher, aber die Flamme geht immer aus. Also ziehen wir die Plane zwischen unseren Zelten noch ein bisschen tiefer. Schnell sind ein paar Teller drumherum gestellt. Das Wasser für die Tortellini kocht bereits. Plötzlich zischt es und um den gesamten Topf lodern Flammen mit Druck empor. „Tortellini flambiert“, das hatten wir nicht bestellt. Wir gucken

uns an und springen gleichzeitig auf. Ich spüre einen Schmerz und Hitze, der Topf und Kocher fallen vom Druck der Gaskartusche um. Benni versucht auf die Flammen zu treten. Ich denke nur an einen Dachbrand, den ich vor kurzem sah, bei dem eine große Gasflasche zunächst auch zischte und eine meterlange Flamme spie, dann aber mit einer gewaltigen Explosion alles umstehende auseinander reißt.

„Raus!“, schreie ich, „raus!“, und befürchte ein ähnliches Szenario. Ich sehe Flammen überall. Rieche verbrannte Haare. Es ist warm, sehr warm. Wir stürmen auseinander. Es brennen noch Dinge wie Schlafsack und Isomatte. Wir stehen im Freien. Ich registriere gerade, dass es hell ist. Die Plane ist nicht mehr da. Eine Ordnerin bemerkt die Flammen und läuft mit ihrer Löschspritze auf uns zu, dann macht sie noch mal kehrt, um ihren Kollegen Bescheid zu sagen. Ich sehe, da ist nichts mehr zu retten.



Es dampft noch aus ein paar Ecken, wir scheinen alle weitgehend heil da raus gekommen zu sein. Die Ordnerin stellt sich dazu und maßregelt erst einmal:

„You don't have to cook in your tent!“ Wir lachen da erste Mal wieder. Danach will sie unbedingt noch löschen. Die Spritze funktioniert nicht. Benni soll halten und sie pumpt an der überdimensionalen Insektenvernichtungsvorrichtung. Dabei ist doch alles schon vorbei. Aber es funktioniert doch noch und diesmal als „letzte-brauchbare-Sachen-vernichtungsvorrichtung. Was noch nicht nass war, ist es jetzt.

Ich fühle mich zwar ein bisschen schlecht und wie ein Paparazzi, aber denke, es ist besser, wenn wir das Bunt auf Weiß haben und fotografiere schnell wie Benni seine dampfenden Sachen austritt. Mein Zelt, das ich Benni geliehen hatte und die halbe Plane von 4 mal 15 Meter sind einfach in Sekunden weggeschmolzen. Bennis gesamte Habseligkeiten von Rucksack, Isomatte, Schlafsack sowie Kleider und Jacken sind unbrauchbar. Er hat nur noch die Dinge, die er bei sich trägt. Auch das andere Zelt ist in Mitleidenschaft geraten, aber da können wir noch drin schlafen. Wir stellen uns ein ähnliches Szenario vor, als wir den Kocher als Heizung benutzt hatten und sind dankbar, dass wir bis auf ein paar angesengten Haaren und leicht gerötete Hautstellen keine Polyesterbrandings im Gesicht haben. Das vierte Element Feuer hat uns so richtig gefickt.



„Und du wolltest nicht meine Firemaschine mitnehmen!“, klagt Martin mich lachend an. Ein bisschen stehen wir noch unter Schock. Nach kurzer Zeit der Beratung fragt uns eine Ordnerin: „You’ll stay?“ Und wir antworten alle drei: „Yes!“

Uns wird ein Ersatzzelt angeboten. Wir lehnen dankend ab. Ich habe noch zwei Decken und damit will Benni im Auto schlafen. Wir schocken die Nachbarn, als die Federn des Schlafsackes als Schnee über den Platz geschickt werden. Klimakatastrophe, wo man hinschaut.



„Erst, wenn man nichts mehr hat, ist man völlig frei.“ Das probiert Benni für den Rest der Zeit aus. Ich leihe ihm noch einen Pullover.



Und wir fühlen uns sawohl.



Wir erleben The Who und spüren immer noch, diese Band wollte mit ihrer Musik nicht unterhalten, Umsätze machen oder bestimmte Fangruppen ansprechen. Diese Band wollte und hat mit ihrer Musik verändert. Auch jetzt noch spüre ich den Geist, den Willen, den sie und ihre Musik ausstrahlen, ganz im Gegensatz zu den darauffolgenden Chili Peppers. Aber das ist in der Presse ja schon genug besprochen worden.



Martin und Benni erleben noch so eine völlig bekeckste Dickbusige, die kaum noch singen kann. Ich muss raus.



Mir wird der Wandel der Zeit klar, als ich im früheren Grünen Zelt nach drei bis vier Stunden immer noch den selben DJ spielen sehe und 15 000 Fans davor. Hätte man mir das vor 15 Jahren gesagt, ich hätte es nicht geglaubt. Und ich merke, es sind auch alles Menschen.

Der letzte Tag bringt die versprochene Sonne und jedes Mal, wenn sie hinter den Wolken hervorkommt, geht ein befreiender Schrei über das Campinggelände. Bei der Wärme lohnen sich endlich Schlamm Schlachten. Wo Woodstock weiterlebt.



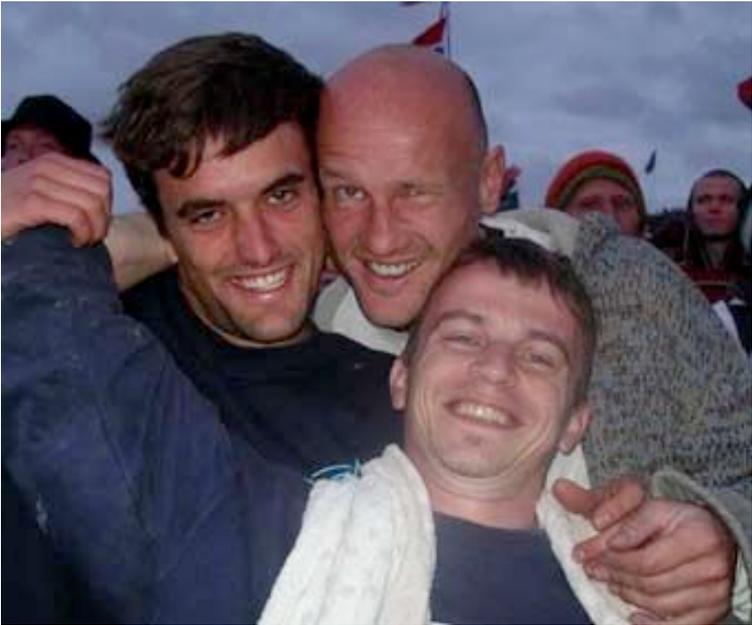
Als eine Frau mit einer Vorrichtung, die sie sich in den Schritt hält, stehend am Zaun pinkeln will, werfen sich fünf Männer mit Fotoapparat daneben und warten auf den kleinen Wasserfall, der vorne heraus kommen soll. Spannende Sekunden vergehen, bis sie lachend ausrastet und erklärt, dass sie so nicht pinkeln könne. Wir entdecken noch die Werbung für das Gerät. Mit dem Foto der Erfinderin, die nach dem Aussehen alle Vorurteile einer Lesbe erfüllt, wird der Name der Erfindung preis gegeben: „Easy-peesy“.



Dabei hatten wir zwischendurch ganz andere Möglichkeiten für Damen entdeckt.



Wir sind vollkommen ausgeglichen.
Der Geist lebt in uns Drei noch lange.



Und ich denke zunächst an einen Rechtschreibfehler, als mir eine Freundin nach Betrachten gesendeter Foto schreibt. Sie spüre den „Sprit“ in allen Bildern. Aber dann wird mir klar, das Anja sich nicht verschrieben hat. Erstens, weil es Anja ist und zweitens schreibt sie danach: „Die vier Elemente haben euch bis zum Letzten und Verlust aller Sachen zugesetzt. Aber ihr hattet ja zum Glück das 5. Element dabei. Das Bier.“



www.wo-woodstock-weiterlebt.de

alle Rechte vorbehalten für Manfred Winkler
Fotos: Martin Müller-Wolff, Manfred Winkler

Wer beim Lesen dieses Textes gegrinst oder womöglich gelacht hat, vielleicht sogar eine tiefe Freude empfunden hat, darf es ruhig weiterempfehlen, vielleicht sogar das Buch kaufen oder zwei oder 30.

Oder der darf auch richtig Werbung dafür machen, Plakate aufhängen, es hinausrufen oder für jeden Grinser einen Cent, jeden Lacher 10 Cent oder gleich einen Euro oder auch 1000 E überweisen. Konto 473321202, Postbank HH 20010020.

Oder mich im Testament verewigen oder.....

Oder einfach mal lieb an mich denken☺

Ich lege liebe Gedanken und beste Wünsche mit bei.

Manni